

**Zeitschrift:** Wissen und Leben  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 26 (1923-1924)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Wie man heute schreibt  
**Autor:** Eggenberger, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-748335>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## WIE MAN HEUTE SCHREIBT

Ich unternehme es, hier den neuesten Stilkünstlern deutscher Zunge einige Grobheiten zu sagen. Als Schweizer sollte mir das keine Schwierigkeiten machen. Ich nenne nur wenige Namen, aber ich meine viele, die ich gar nicht kenne. Daneben will ich auch versuchen, einige Feinheiten anzubringen, so gut ich es eben verstehe. Meine Ansichten über den Stil habe ich von Nietzsche, Schopenhauer und Stendhal; Eduard Engels tapfere deutsche Stilkunst las ich seinerzeit mit Genuß. Sollte ich Dummheiten auftischen, so sind sie von mir.

Um es von vornherein auf eine allgemeine Formel zu bringen: Der gute Stil ist Wahrheit, der schlechte Stil ist Lüge. „Wahrheit“ in diesem Falle aber nicht als etwas Absolutes genommen, sondern als die subjektive, ehrliche und rückhaltlose Überzeugung des Verfassers von der Richtigkeit seiner Ansichten, schließlich also das Quantum Willen zur Macht, das in ihm steckt. Der gute Stil ist dem Willen proportional und nicht dem Intellekt, den man gewöhnlich als „Begabung“ oder „Talent“ bewundert. Daraus erklärt es sich, dass Menschen von durchaus mäßiger Einsicht in das Leben gut, schön und verständlich schreiben können, Andere dagegen, trotzdem ihrem Intellekt weit tiefere Erkenntnisse offenstehen, ganz konfuses, unverständliches Zeug schwatzen. Die einen haben ihr Wissen um die Dinge zu klaren Gedanken verdaut; die andern erbrechen es halbzersetzt von unzureichender geistiger Magensäure. Man kann deshalb die größten Dummheiten im besten Stile von sich geben, wenn man nur ehrlich davon überzeugt ist, während man über die gescheiterten Meinungen seiner Zeit so lange schlecht zu schreiben, also zu lügen gezwungen ist, als man davon ungenügende, falsche, verschwommene Vorstellungen hat.

Untersuchen wir im folgenden die einzelnen Gründe für die Lüge und damit den schlechten Stil. Ihre (relative) Abwesenheit in einem besonderen Fall ergibt jedesmal eine Grundbedingung für einen guten Schriftsteller; fehlen sie mehr oder weniger alle, so entsteht ein Großer.

Die Behauptung mag sich in diesem schreibseligen Zeitalter seltsam ausnehmen: aber der Mensch hat schon ganz allgemein eine gewisse Scheu davor, seine Empfindungen auszusprechen. Begreiflicher Weise; denn er setzt sich dabei zwei Gefahren aus: der kleineren, missverstanden zu werden, und der größeren: erkannt und damit uninteressant, ungefährlich, missachtet, ja infolge der Kenntnis seiner selbst, die er unvorsichtigerweise vermittelt hat, beherrscht und überwältigt zu werden. Die herrschenden Religionen der Nächstenliebe oder verwandter naturwidriger Forderungen haben diese Scheu entwickelt und den Menschen verlogener gemacht; nach ihrer Überwindung wird er vermutlich (stärker?) offener und ehrlicher werden. Neben anderen Ursachen, die nicht hierher gehören, ist es diese Scheu, die dem Dichter die Einkleidung seiner Weltanschauung in allerlei symbolischen Schnickschnack nahelegt; sie jagt den Philosophen in den Irrgarten eines abstrakten Systems; sie zwang den Religionsstifter, seine höchst persönliche Lebensauffassung in göttliche Offenbarung umzufälschen. („Büßer des Geistes seh ich wachsen aus ihnen“, das heißt bei Nietzsche: Ich sehe sie ihre Scheu überwinden.) Haftet sie dermaßen auch den Größten noch an, so fällt diese Abneigung, in sich hineinsehen zu lassen, beim kleinen Menschen und Durchschnittsschriftsteller naturgemäß um so mehr ins Gewicht, als sie beileibe nicht gegenwärtig, sondern,

wie alles Entscheidende im Menschen, unbewusst wirkt. Man sieht, wir sind zum Schreiben, d. i. zur Äußerung unserer Gefühle und Gedanken, von vornherein schlecht vorbereitet; wir reden gleichsam von einem Isolierstuhl der lebensnotwendigen Lüge herab, welche uns hindert, unsere subjektiven Wahrheiten so geradezu auszusprechen, wie es im Interesse des Stils liegen würde.

Wir beschäftigen uns am meisten und auch am liebsten mit uns selbst. Wir selber sind uns allein wichtig. Alles, was außer uns liegt, ist es nur insofern, als es unseren Machtbesitz vermehrt oder beeinträchtigt. Wir sind im Grunde abgeneigt, uns mit irgendetwas Fremdem zu befassen, weil wir nie wissen können, was unser bei näherem Zusehen Fragwürdiges hinter den Dingen wartet. Die „Dinge“ sind unsere natürlichen Feinde, solange wir sie nicht überwältigt haben. Seinen Feinden geht man aber bekanntlich gerne aus dem Wege, und man muss schon ein geborener Krieger des Geistes sein, um es mit vielen und großen Dingen aufnehmen zu können. Und die größte Gefahr in diesem Kriege ist: Frieden zu schließen, ehe der Feind ganz besiegt ist. Dieses geistige Trägheitsmoment bildet eine gewaltige Behinderung des guten Denkens und damit des guten Schreibens. Es lässt immer eine kleine Lücke offen, einen letzten Wunsch unerfüllt, eine Halbe oder Viertellüge bestehen; es verleitet bei den Meisten geradewegs zum Flunkern. Dass die Sprache dem Denken oder Fühlen irgendeines Menschen nicht gewachsen wäre, wird niemand behaupten wollen. Was fertig gedacht ist, lässt sich allemal aussprechen. Das Denken wird den Dingen nicht über: da liegt der Hund begraben, der so lieblich durch unseren heutigen Stil duftet!

Das 19. und 20. Jahrhundert werden vermutlich später einmal als unüberbietbare Höhen menschlicher Verlogenheit gelten, es sei denn, dass uns eine noch lügenhaftere Zeit im Zeichen des Sozialismus folge. Frühere Jahrhunderte können ihren guten „Glauben“ oder ihre ehrliche Unwissenheit zugunsten ihrer Unwahrhaftigkeit geltend machen. Für das erbärmliche Zwischenspiel vom niedergeborenen Christentum hinüber zu einer neuen Weltanschauung, das wir zum Besten geben, ist unsere Schwäche die einzige Entschuldigung. Das Fundament der alten Weltauffassung, der Glaube an etwas Feststehendes, ist auseinandergebrochen; das Dach, die Idee des persönlichen Gottes, ist eingestürzt; zwischen kümmerlichen Resten von Gebälk und Säulen, die binnen kurzem ebenfalls zusammenbrechen müssen, sprießt wild und kraftvoll das Neue empor. Das Alte gewohnt und vom Neuen verlockt, können wir keines entbehren, und versuchen deshalb, die jungen Bäume um das tote Gemäuer zu biegen, die frei und gerade in den Himmel wachsen wollen. Ich meine: in einer zerrissenen Übergangszeit sind wir gezwungen, sich grundsätzlich widersprechende Begriffe und Ideen unter einen Hut zu bringen, um zu dem für das Leben notwendigen harmonischen Weltbild zu gelangen. Wir können uns beispielsweise der Erkenntnis nicht entziehen, dass der Gedanke des Willens zur Macht eigentlich unwiderlegbar ist. Wir sind aber zugleich außerstande, auf altgewohnte Ideen und Begriffe zu verzichten (z. B. Ethik und Sittlichkeit), welche durch ihn jede Berechtigung verloren haben, und machen die verzweifeltsten Anstrengungen, sie innerhalb der neuen Grundanschauung irgendwo unterzubringen. Zu erreichen ist das nur durch Zurechtbiegen, Zurechtfälschen, Zurechtlügen des einen oder andern; der Geist unserer Zeit muss, als Ganzes genommen, daher notgedrungen unklar, verschwommen, unredlich sein. Der heutige Stil ist seine mit vergeblicher Mühe retuschierte Photographie. Die großen und ehrlichen Köpfe

unserer Zeit aber können nur das eine Bild zeigen: Heillose Zerrissenheit. Und das tun sie auch. Die einen mit dem Ende der reuigen Rückkehr zum Alten (Tolstoi und Strindberg), die andern mit einem kümmerlichen und mühsam aus dem Schiffbruch ihres Lebens geretteten Glauben an das kommende Neue (Ibsen und Wedekind). Der Titan Nietzsche aber hat seine unerbittliche Weigerung, mit der Lüge zu paktieren, und damit seinen unvergleichlichen Stil, mit seinem Verstande bezahlt.

Es dürfte kaum einen lebenden Schriftsteller geben, der nicht in einer dieser drei Haupt-Fuchsfallen der Lüge Haare gelassen hat; zumeist wohl ein Bein oder gar beide. Aber es warten unser noch eine Reihe Fußangeln und Selbstschüsse; der scheinbar so harmlos einladende Rosengarten der Literatur ist in der Wahrheit ein recht gefährliches Gehege.

Um gut zu denken und zu schreiben, muss man eine tiefe, glühende Leidenschaft für den Gegenstand seiner Betrachtungen besitzen, die einen zwingt, zuallererst lang und zähe über ihn nachzudenken. Leidenschaftslosigkeit beweist, dass es dem Autor zuerst auf irgendeinen niederen Selbstzweck ankommt, z. B. die Erfüllung eines Berufes, die Gunst der öffentlichen Meinung, Gelderwerb usw. Der Idealismus, die Vorstufe der echten Leidenschaft, verklärt und vertölpelt die Dinge, um aus ihnen eine niedere Lebensmöglichkeit (Lebenslüge) zu schaffen. Die große Liebe allein, welche die große Verachtung ist, überwältigt den Gegenstand und wird seiner Herr; sie tut der höchsten Form des menschlichen Machtrihs Genüge: der Erkenntnis mit der denkbar geringsten Verfälschung, die sich am längsten bewähren und daher am weitesten wirken muss. Gemeinhin nennt man sie Wahrheit. Man sehe nur bei Nietzsche, mit welchem Feuer, mit welcher Wut der Erkenntnis er seinen Problemen zu Leibe geht, — und es möchte wohl sein, dass er von allen Denkern bisher am besten gedacht und geschrieben hat.

Wie schon gesagt wurde, fällt dem reinen Intellektmenschen der verstandesmäßige Zugang zu allen schon gemachten Erkenntnissen verhältnismäßig leicht. Vermöge eines durchaus kümmerlichen Willens oder anerbter Gewandtheit macht ihm andererseits die Einordnung in die Welt keine Schwierigkeiten. Er hat das Leben nie ernst genommen und gelangt deshalb sehr leicht zu der Einbildung, hoch über ihm zu stehen. Einem Insekt vergleichbar, das sich summend in der Sonne wiegt, lacht er des Löwen, der schwerfällig durch den Sand seiner Wüste stapft. Die Fliege des Geistes kommt mit Hilfe ihrer Flügel an alles heran, sie glaubt infolgedessen alles erfasst zu haben, spielt mit allem, schwätzt und schreibt über alles, mengt alles durcheinander und lässt ein prickelndes Feuerwerk von Geist und Lüge vor unsern erstaunten Augen verpuffen. Am Ende hält man eine ausgebrannte Rakete in der Hand; die Juden sind unübertreffliche Meister dieser Art Stils.

Der umgekehrte Fall, ein zu grober Intellekt, gepaart mit einem kräftigen Willen, führt vielleicht zu den krassesten Stilsünden im Zeichen des Missverhältnisses zwischen der Persönlichkeit des Schreibers und dem behandelten Vorwurf. Für viele Leute gibt es gewissen Ideen gegenüber heute ehrlicher Weise nur eine Stellung: unbedingte Ablehnung. Selbst wenn man es lieber sähe, sie würden sich überhaupt nicht dazu äußern, muss man vor jedem aufrichtigen und kurzen „Nein“ den Hut ziehen. Lügnerisch wirken erst lange Begründungen, weil der eigentliche Grund, die mangelnde geistige Kapazität, damit verdeckt werden soll. Wer aber mit einem Vorwurf nicht fertig werden kann, hat kein Recht auf ihn. Das gilt nach oben, wie nach unten. Es ist

nach meinem Gefühl schlechthin unvereinbar, heute ein patriotisches Festspiel zu schreiben, morgen an einem Wettbewerb für einen Grenzbesetzungsroman teilzunehmen, der von einer geistig durchaus harmlosen Provinzzeitung veranstaltet wird, und sich kurz darauf anzumaßen, in einem Aufsatz etwas „Abschließendes“ über Nietzsche zu sagen. Aber C. A. Bernoulli bringt das fertig. Hier oder dort muss er sich vergriffen haben; vielleicht hier *und* dort.

Die Wissenschaft hat eine ganze Reihe von versteckten Schmollwinkelchen des Geistes, in denen sich seltsame Geschöpfe verpuppt und versponnen haben. Von der Decke unseres erhabenen Geistestempels, von irgendwo hinter den Flügeln des allegorischen Stuckengels hervor, den wir zum Preise der Gelehrsamkeit dort angeklebt haben, ertönt von Zeit zu Zeit ein dünnes, dürrtiges Zirpen: kein Zweifel, das verpuppte Menschlein da oben redet! Seltsames, spinnwebfeines Zeug, abstraktes, blutloses Papiergekräusel; wer kann das verstehen? Es ist die Zunftsprache der „Strumpfwirker des Geistes“, fleißiger, bescheidener und beschränkter Handwerker. Ihre geistigen Kräfte reichen eben hin, einen winzig kleinen Kreis des Weltganzen zu übersehen. Darum kapseln sie sich ein, unterbinden die Pulsader des Lebens, und wehe, wenn trotzdem die warme rote Welle in ihr Mimosengärtlein brechen sollte — bei Ja und Nein ist alles zum Teufel! So überreichen sie dir von Zeit zu Zeit ein zartgeschnitzeltes kleines Tatsächelchen, das sich mit knapper Not auf den dünnen Beinchen hält. Sie halten viel davon, aber sie wissen nicht zu sagen, wo und wie es zu etwas nutz ist. Wenn du den guten Willen hast, wirst du versuchen, das ungewertete, ungewogene, unnütze Ding irgendwo einzupassen in dein Weltbild. Aber ach; es will sich nirgends schicken und beim dritten Versuche zerbricht's dir in der Hand. Am nächsten Morgen kehrt's die Magd als ein Häuflein Staub zusammen. (Es ist so wenig, ich wage nicht einmal „Lüge“ zu sagen.)

Objektivität ist das Feldzeichen der geistigen Überhebung. Es ist unter keinem andern Fähnlein mehr und verschämter gelogen worden. Eine handfeste Lüge ist immer noch ein Zeichen von Kraft; die geschminkte, aufgeputzte, in Tugend umgelogene Lüge ist schlechtweg erbärmlich. Es gibt streng genommen keine Objektivität — man gibt das heute fast allgemein zu — aber man schreibt ruhig weiter „objektiv“. Ich verstehe darunter die meist unausgesprochene, aber dem Ton fast jeder schriftlichen Durchschnittsäußerung zu entnehmende Behauptung, man stehe über der Sache, wo man doch mitten drin steht, mitten drin stehen muss. Die Großen vermögen in einem gewissen Sinne von sich abzusehen, ihre natürliche Neigung für die eine oder andere Seite der Dinge zurückzudämmen, aber gerade sie wissen am besten, wie wenig es damit auf sich hat. Die Kleinen sind dazu völlig außerstande; es ist für sie geradezu eine Lebensnotwendigkeit, die Gegenstände einseitig, falsch, verzerrt zu sehen (sonst halten sie sie nämlich gar nicht aus). Aber gerade wie sie sich im Schatten der Lehre Christi anmaßen, die Tugenden des Verzeihens und Vergessens auszuüben, die allenfalls mächtigen, königlichen Geistern möglich sind, so heucheln sie auch hier den weiten Blick, die göttliche geistige Tapferkeit, das lächelnde Verstehen aus der eigenen Größe heraus. Dadurch, dass sie in verschwommenen, allgemeinen Begriffen und Redewendungen um die Dinge herumreden, suchen sie vorzutäuschen, sie wären um sie herumgegangen. Demgegenüber sollten sie und wir alle nicht vom Berge reden, während wir doch im Sumpfe sitzen; wir sollten unsere hausbackenen Gedanken so schlicht wie möglich voraussagen und sie als

unsere verflucht subjektive Meinung vorschneiden: Esse, wem's schmeckt! Selbst auf die Gefahr hin, Besseren als wir zu verraten, was wir sind: ehrliche Durchschnittsköpfe. Übrigens ist der tägliche Bedarf gerade auf wackere Durchschnittsansichten zugeschnitten; wir schreiben für die große Masse von heute und wollen von ihr verstanden werden. Aber die meisten tun so, als schrieben sie für ein Publikum von Genies — oder für das, was in ihren beschränkten Köpfen dafür gilt.

Den meisten Menschen gilt es als ausgemacht, dass man alles lehren und lernen könne. Man kann aber nur auswendig lernen. Beherrschen wird man nur das, was man erlebt hat: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“. Gesetzt, man erklärte mir, was Nietzsche unter dem „Büßer des Geistes“ versteht, glaubt man, ich verstünde so lange das Mindeste davon, ehe ich nicht selber unter der Unredlichkeit und Feigheit der Dichter gelitten habe, die ihre Lebenserfahrung immer nur in verschwommener Symbolik auszusprechen wagen? Allenfalls werde ich eine leise Ahnung davon haben, und wagte ich es, darüber zu schreiben, so würde ich vielleicht folgenden Schwefel verbrechen: „Zarathustra, der Prophet, ist der Dichter müde, weil sie, dem Zwange der dichterischen Inspiration folgend, ihr Subjektives in ein Allgemein-Menschliches umdeuten, wobei denn freilich manches ‚Unbeschreibliche‘ notwendigerweise mit unterlaufen mag, wobei er allerdings außer acht lässt, dass gerade diese ‚Umwertung‘ des rein subjektiven Erlebens in ein der Psyche der Masse entsprechenderes Symbol erst eine direkte Aktion auf den Be- oder Zuschauer überhaupt möglich macht. Zu weit darf es der symbolisierende Poet selbstverständlich nicht treiben, weil dann ja der so notwendige innere Konnex zwischen Erlebtem und in dichterischer Form Dargestelltem aufhört, das Kunstwerk mit dem Blute gegenwärtigsten Lebens zu durchpulsen, wovon immer am Ende die mehr oder minder eindringliche wirkende Potenz eines Künstlers und die Ewigkeitsdauer seines Opus abhängt. In diesem restringierenden Sinne können wir seinem prophetischen Sehnsuchtsschrei nach dem Subjektives und Objektives zu einer höheren, weil näheren und dinglicheren Einheit verschmelzenden ‚Büßer des Geistes‘ nur beipflichten, wobei wir uns freilich unsere Freude und Ergötzung an den schon getanen Wundern artistischer Transsubstantiation nicht rauben lassen wollen“. (Verzeihung — ich kann's nicht besser.) Was ich aber sagen wollte: Ein gelernter Gedanke erhält erst dann wirkliches Gewicht, wenn er zu vergangenen Erlebnissen in Beziehung gebracht oder durch eine spätere Erfahrung belegt worden ist. Sonst bleibt er unklar, verschwommen und eignet sich nicht dazu, angewandt zu werden. Wer aber dürfte von sich sagen, er könne auch nur ein Zwanzigstel dessen, was er schrieb, mit seinem Leben beweisen? Die Leute aber sind Legion, die in ihrem Leben nichts als Auswendiggelerntes und Schlechtgelesenes wiederkauen, aus Bildung und Belesenheit Literatur stampfen; hoffnungsloses, eintöniges, fades Papier!

Hierher gehört auch die Lüge durch Umschreibung und Verwässerung von etwas schon Gesagtem; sie gedeiht meines Erachtens nur im Rahmen der geistigen Oberflächlichkeit und des Bildungsdünkels. An und für sich kann es allen bedeutsamen Einsichten nur zuträglich sein, wenn ihnen mehrmals und mit verschiedenen Worten Gestalt gegeben wird; die veränderte Form erst ermöglicht den Menschen verschiedener Stände, anderer Rassen und Zeiten, sie sich anzueignen. Freilich gilt auch für den zweiten und zwölften Entdecker einer Wahrheit immer die Forderung, dass er sie erlebt haben müsse.

Übrigens, wir erleben ja nichts mehr! Das Leben ist in allen Kulturstaaten so ruhig, so sicher, so gemächlich geworden! Die Demokratie hat uns der Willkür der Mächtigen entrückt und verwehrt uns, selber als Bedrucker aufzutreten (wir können einander bestenfalls totschweigen). Die ungeheure Menge der Gesetze hat unser natürliches Verlangen, einander zu placken, auf so komplizierte Umwege verwiesen, dass die aufgewendete Mühe zum angerichteten Schaden in gar keinem ökonomischen Verhältnis mehr steht. Es ist so schwer geworden, ein Hallunke zu sein, dass man sich schon aus diesem Grunde am besten zur Tugend entschließt. Dazu wird die soziale Gesetzgebung nächstens auch das letzte Risiko aus dem menschlichen Leben entfernt haben und damit die Erde endlich jenes Altersasyl von nie dagewesener Langeweile werden, das sich die christliche Feigheit so lange gewünscht hat. Schon sind wir darauf angewiesen, uns die nötige Körperbewegung auf dem Gebiete des Sports zu verschaffen, und was sich heute Geist nennt — sollte es nicht zum großen Teile auch schon Sport sein? Man hat gehofft, der Weltkrieg würde eine Auffrischung des Geistes bringen. Aber er ist nur dem Nationalismus und dem Sozialismus zugute gekommen, zwei Geistesströmungen, die der verlöschenden christlichen Zeit angehören. Der Weltkrieg hat zwei Scheintote belebt. Vielleicht kann er noch heilsam werden, — wenn nämlich das Schreiben noch längere Zeit ein schlechtes Geschäft bleiben sollte.

Die Demokratie hat es weiter mit sich gebracht, dass heute (statt wie früher auf ganz enge Kreise und ihre Meinungen) beim Schreiben auf beinahe jedermann Rücksicht genommen werden muss; mindestens auf eine Unzahl politische und religiöse Parteien, künstlerische und wissenschaftliche Klicken, durch ihren Zusammenschluss zu Einfluß gekommene Stände und Berufe, durch Massenwirkung bedrohlich gewordene Ideen wohlmeinender Flachköpfe und schließlich auf eine beschränkte Anzahl von Einzelpersonen, die in dem besonderen Fall ungemütlich werden könnten. Wer nicht auf eigenen Beinen ganz abseits steht, der kann sich vor lauter Rücksichtnahme und Höflichkeit krumm lügen, wenn ihm sein Ansehen und Auskommen lieb ist. Und ich meine, es wird redlich besorgt. Der Stil zahlt die Kosten.

Bis vor einigen Jahren konnte man mit Bücherschreiben bei mäßiger Begabung und einigem Fleiß nicht nur zu Ansehen, sondern auch zu Geld kommen. Eben die rechten Umstände, das Flunkern zu verhüten und dem Stil auf die Beine zu helfen! Der „Markt“ besaß eine solche Aufnahmefähigkeit, dass die Verleger hinter den Dichtern her waren, statt umgekehrt. Die Herren ließen sich nicht lange bitten, die Muse tat Nachtdienst, die Schreibmaschinen schwitzten Blut und die Buchpressen fraßen Pferdekräfte wie Heu. Der Verleger kaufte sich ein Rittergut, der Dichter eine Villa und sein Schwiegersohn ein Auto. Wir haben es in der Schweiz aus der Nähe gesehen, wie fast alle unsere Talente nach oft verdienten Erstlingserfolgen der infamen Geldschreiberei verfallen sind. Die Folgen sind in ihren Romanen zu sehen: Schwindel, Mache, Lüge! brüllt mir jede Seite entgegen. Wupp dich — liegt das Buch unterm Tisch!

Bei alledem gibt es noch Leute, die lügen einfach, weil sie nichts wissen. Jede Zeitung beginnt gewöhnlich mit einer schönen, ausgewachsenen Lüge, dem Leitartikel. Es ist wirklich ein schreckliches Los, dazu verdammt zu sein, in Zürich Tag für Tag über die Absichten Poincarés oder Baldwins einen Aufsatz zu schreiben, über vermutlich bevorstehende Handlungen von Menschen also, die man im Leben nie gesehen hat. Und das, nachdem es, wie

man zugeben wird, schon sehr schwer ist, auch nur seine eigenen Gedanken zu Papier zu bringen. Für einen in tieferem Sinne gewissenhaften Menschen müsste in entsprechendem Abstände auch alle übrige journalistische Berichterstattung überall dort eine unerträgliche Geistesqual sein, wo er nicht Augenzeuge gewesen ist. Gott sei Dank! es gibt auch robustere Gewissen. Der Gewandtheit, mit der sie sich ihrer schweren Aufgabe entledigen, gilt meine uneingeschränkte Bewunderung. Ihrem Stil allerdings —; aber sie schreiben trotzdem nicht am schlechtesten, denn sie wollen und müssen verständlich bleiben.

Stellen wir nun das Sündenregister zusammen, so lügt man heute beim Schreiben hauptsächlich aus folgenden Gründen, und zwar aus mehreren oder allen zusammen:

1. Aus psychologisch bedingter Scheu vor der Mitteilung,
2. aus allgemeiner geistiger Trägheit,
3. um zwei sich widersprechende Weltanschauungen zur Übereinstimmung zu bringen,
4. aus Mangel an Leidenschaft für seinen Vorwurf,
5. aus angeborener Oberflächlichkeit,
6. weil man dem behandelten Gegenstand nicht gewachsen ist,
7. aus Weltfremdheit,
8. aus falscher Objektivität,
9. aus der Einbildung heraus, Belesenheit und Bildung vermittelten wirklichen Wissen,
10. weil man nichts erlebt,
11. aus Rücksichtnahme,
12. um mit Schreiben Geld zu verdienen,
13. weil man überhaupt nichts über sein Thema weiß.

Der Wahrheitsfanatiker schließt jetzt, dass die Schwindelei nach diesen 13 Punkten den allerverderblichsten Einfluß auf den Stil hat. Zweifellos entkräftigt und verweichlicht sie ihn, aber anderthalb Jahrtausende Christentum haben eine Herde zahmer Haustiere, ein Kaffeekränzchen klatschsüchtiger Weiber aus uns gemacht; wir wüssten mit einer starken, männlichen Schreibweise gar nichts anzufangen. Wie indes auf einer neuen Geige Generationen von Stümpfern herumkratzen müssen, ehe ihr ein Meister das letzte an Reinheit und Feinheit des Tones zu entlocken vermag, so entwickelt auch unser schamloses Lügengefiedel den Stil, macht ihn gewandt, geschmeidig, schmiegsam, leichtflüssig, schafft eine Unmenge Abstufungsmöglichkeiten und Ausdrucksverschiedenheiten, knetet und walkt ihn zu einer Masse durch, die einmal den kühnsten und feinsten Gedanken gewachsen sein wird. Eines schönen Tages werden uns dann die großen Meister der Zukunft den wunderbar plastischen Ton aus den unsauberen Fingern nehmen, um daraus ihre herrlichen und beglückenden Werke zu schaffen.

Zwei Beweise: Was ich den Schreibenden von heute vorwerfe, haben die Pädagogen aller Zeiten mit ihren Schülern getrieben. Sie ließen und lassen über Dinge schwatzen, denen die grünen Jungen nicht im Entferntesten gewachsen sind. (Über das, was sie selber erleben, sind sie überhaupt nicht zum Reden zu bringen; der eingangs erwähnten Scheu wegen, die im Pubertätsalter am größten ist.) Die so erworbene Fähigkeit, sich auszudrücken, findet der Schüler später, wenn er etwas Eigenes mitzuteilen hat, als Rüstzeug vor und bedient sich ihrer mit Vorteil, um — weiterzulügen; allerdings

in etwas vermindertem Maße. — Manche Schriftsteller, die in ihren sachlichen Werken (auch künstlerisch-sachlichen) unerträglich verlogen wirken, sind imstande, wirklich Vergnügen zu bereiten, Anteilnahme zu erwecken, ja zu begeistern und mitzureißen, sobald sie von sich selber reden. Sie haben ihren Stil in entsetzlich langweiligen Romanen entwickelt, nun tritt das Blut, das Leben, die Wahrheit dazu und etwas in seiner Art Vollkommenes wird daraus. Aus dem gleichen Grunde strotzen und sprühen die Vorreden aller Großen so von Leben, dass man sie gerne als das stilistisch Beste bezeichnen möchte, was sie geschrieben haben; sie geben ihr Bestes, von der Sachlichkeit befreit, dieser Verführung, diesem Zwange zur Lüge.

Die Erkenntnis, dass die Lügnerie der Sprache nach ihrer (verhältnismäßigen) Überwindung sehr wahrscheinlich genützt haben wird, darf uns nun freilich nicht dazu verleiten, die Dinge gehen zu lassen und in frommer Zuversicht auf bessere Zeiten zu warten. Die Sprache fällt durchaus in den Bereich unseres Bewusstseins, der zudem an Maßgeblichkeit für das menschliche Leben immer mehr gewinnt. Wenn irgendwo, müssen wir hier imstande sein, die gegebene Entwicklung bewusst weiterzutreiben. Diese kann aber nur auf möglichst weitgehende Klarheit, Deutlichkeit, Verständlichkeit, Ehrlichkeit des Stils hinauslaufen, denn die Sprache ist dazu da, dass wir uns verständigen, und nicht dafür, uns gegenseitig Hokuspokus vorzumachen. Mit zunehmender Kultur wird sie für das menschliche Leben sogar immer wichtiger und muss daher mit mehr Ernst behandelt werden. Es sollte dazu kommen, dass ein Schriftsteller, der die Sprache dazu missbraucht, seinen Mitmenschen vorzumachen, er hätte den Stein der Weisen gefunden (während er bloß aus gewöhnlichen Kieselsteinen Funken schlägt), als gemeiner Verbrecher behandelt wird, so gut wie man mich heute wegen Gefährdung des Eisenbahnbetriebes einsperrt, wenn ich absichtlich oder fahrlässig eine Schiene lockere oder die Drähte eines Stellwerks durchschneide. Denn der Stil ist die Eisenbahn des Geistes. Heute wäre es töricht, die sofortige Aufgabe aller Stillaster zu verlangen, da sie, wie wir gesehen haben, tief in der Natur des heutigen Menschen verankert sind. Aber die größten Stilläuse darf man, muss man knacken, und wäre es nur zu dem Zwecke, ein kleines Gegengewicht zu der Verachtung zu schaffen, die spätere Zeiten vermutlich unseren Stilkünsten zollen werden.

Vorerst soll anerkannt werden, dass ein erheblicher Teil der Schreibenden deutscher Zunge, die nach den vorerwähnten 13 Punkten lügen, dies in halbwegs annehmbarer Weise besorgen. Sie verstehen es mindestens, mit wohl-tönender Eleganz um die Dinge herumzureden und in wohlgepflegter Form Gefühlen Ausdruck zu verleihen, die sie nie hatten, oder Gedanken weiter zu verbreiten, die sie gelernt, gelesen und nicht erfasst haben. Das sind die ehrlichen Schwindler. Sie wissen einen Aufsatz einzuteilen und einen Roman aufzubauen, ohne dass er gleich in sich zusammenfällt. Ihre Sätze gehen ins Ohr, ihre Bilder sind häufig zutreffend, ihre Gleichnisse manchmal geistreich und ihre Psychologie von wohlthuender Gemeinverständlichkeit. Zu klagen wäre im allgemeinen höchstens darüber, dass der Stil immer papierener wird. Das gilt für das Deutsche, die Sprache der schlechtesten Redner, ganz besonders. Während in England, Frankreich, Italien große Teile der Bevölkerung, mindestens fast alle Gebildeten, von Jugend an die Sprache sprechen, die sie später schreiben, ist die deutsche Schriftsprache ein etwas künstliches Gebilde geblieben, eine Gelehrten- und Literatursprache, die abseits von

lebendigen Mundarten ein bedenkliches Papierdasein fristet und daher die Neigung hat, sich liebevoll stets wieder dem Papier zuzuwenden. Das Tätigkeitswort, in der Rede unumgänglich, verdrückt sich in ihr zu gerne vor dem halblebigen Hauptwort auf „-heit“ und „-keit“; das lächerliche Ausweichen vor dem Fürwort „ich“ im Zeichen der verfluchten Objektivität erleichtert dem Verbum noch seine Neigung zur Drückebergerei. Endlich redet man heute überhaupt weniger und schlechter als früher (man sehe nur bei Shakespeare, welche Rolle damals die mündliche Unterhaltung im Leben spielte); dafür liest man um so mehr und schreibt papierenes Zeug. Die Franzosen reden viel und gern; schon darum schreiben sie besser.

Nun gibt es aber Leute, die in der Tiefe ihres Herzens sehr wohl fühlen, dass ihre Fähigkeiten dem brennenden Ehrgeiz, etwas zu bedeuten, leider bei weitem nicht die Wage halten. Dem Wunsche und der Notwendigkeit, etwas zu schreiben, steht die gähnende Leere eines in tieferem Sinne inhaltlosen Lebens gegenüber, bestenfalls einiges unverdaute Vielwissen von der Oberfläche aller Dinge. Es genügt ihnen aber nicht, dem Leser die Sachlage einfach zu verheimlichen; vielmehr soll ihm die Meinung beigebracht werden, dass der leere Kopf, das ausgepumpte Herz einen solchen Reichtum an Gedanken und Gefühlen aufzuweisen haben, dass ihm nichts anderes übrig bleibt, als in Bewunderung vor einer Potenz ersten Ranges zu ersterben. Dazu genügt die alte, abgeleierte, elegante Form nicht mehr. Etwas Neues, Niedagewesenes muss her. Ein non plus ultra, ein maximales Maximimum des Stils, das dem biedereren Spießler dermaßen in den Ohren scheppert, dass er die Marskanäle mit bloßem Auge sieht und bei Gift und Gurkensalat darauf schwört, dass er so etwas nie gehört hat. (Was auch stimmt.) In der ersten Verblüffung fällt es niemandem ein, sich darnach zu erkundigen, was das Gebrüll denn eigentlich bedeuten solle, und kommt hinterdrein eine ehrliche Haut mit der peinlichen Frage, so antwortet ihm ein Hohngelächter darüber, dass er nach dem Sinn von etwas fragt, was längst allgemein anerkannt ist.

Und so geht denn ein Tanz los, wie er wahrlich nie getanzt worden ist. Der Gummimensch des Stils tritt auf die Bühne, und an seinen Gliederverrenkungen gemessen, ist sein Kollege vom Variété ein Muster von klassischer Schlichtheit. Der Zauberkünstler der modernen Sprachform drückt auf ein Gedankenei: da wird's zu einem riesigen Elefanten (aus Papier natürlich); er drückt zum zweitenmal: und segelt auf seinem Stilzeppelin direkt in die Unsterblichkeit. Ein Nörgler sieht freilich nur einen Impotentissimus, der sich vergebens bemüht, eine Erektion zu erzwingen. Aber was vermag ein Nörgler gegen tausend Possenreisser!

Zum Glück sind auf vielen Gebieten des menschlichen Denkens derartige Künste gleichbedeutend mit beruflichem Selbstmord. Die Naturwissenschaften, der Unterhaltungsroman, alles was in der Zeitung über dem Strich steht, ist Gott sei Dank der Unverschämtheit gewissenloser Stilhanswürste von vornherein entrückt. Um so ärger wüten sie heute dort, wo sich der menschliche Gedanke nicht mehr an die Realität gebunden glaubt, beziehungsweise vermöge einer weisen Einrichtung der Natur das Tatsächliche zurzeit noch nicht zu erfassen vermag (weil er es nicht ertrüge): in der Beschäftigung mit sich selbst als Kunst und Philosophie. Schlechtverständlichkeit war bisher ein Privilegium der Künste und innerhalb der Dichtkunst, die uns hier angeht, wieder besonders der Lyrik.

Konsequenterweise hat die neue Verderbnis des Stils deshalb von ihr den

Ausgang genommen. Es ging mit der Goldschnittlyrik nicht mehr und ihrem Reimgeklapper, diesem Surrogat für Gedanken. Da erfand sich ein findiger Kopf einen neuen Gedankenersatz: Den Punkt und den Gedankenstrich. Die Lügenprosa war entzückt; die Ein- bis Drei-Wortsätze kamen auf. Aber es wurde bald öde (obschon man noch heute eine spanische Stadt so beschreibt: „Wälle, Mauern, Tore, Fels“). Wieder wusste die „Lührik“ Rat: Sie erklärte die Ansicht für abgetan, dass die Sprache dazu da sei, um etwas zu sagen, und begann, wohlklingende Worte ohne Sinn aneinanderzureihen. Ich glaube, mit Stefan George hat es angefangen. Über eine Weile wurden auch übelklingende Worte zugelassen, und heute sind wir so weit, dass man den denkbar absolutesten Blödsinn als ein Gedicht ausgeben darf. Es wird nicht lange dauern, so wird man sich an den Kopf greifen und fragen: Wie war es im Himmel und auf Erden möglich, dass man so etwas ernst nehmen konnte? (Und es gibt, wie wir zu unserer Ehre sagen dürfen, auch heute Menschen genug, die so fragen.) Nun beginnt sich freilich schon etwas Reaktion und Zucht in die absolute Freiheit einzuschleichen; in einem gangbaren Gedicht muss jetzt ein paarmal vom „Blut“ die Rede sein; ohne dass das Blut in einem besonderen Zusammenhang mit der ganzen Blutwurst zu stehen braucht. Aber die Leuten haben doch gemerkt, wo es fehlt.

Die Prosa ist der Poesie prompt in den ergiebigen neuen Lorbeerbazar nachgezogen. Wir haben Dramen, in denen man sich jede Replik zuerst ins Deutsche übersetzen muss, und Romane, in denen gelallt wird, wie in einer Anstalt für Epileptische. Der künstlerische Essay gebärdet sich wie ein Ziegenbock, der ein halbes Pfund Tabak gefressen hat, — es ist eine Lust, zu leben und zu lesen! Vielleicht versuchen es nächstens die jüngeren Philosophen, den heillosen Papierstil ihrer Zunft mit dem „Blut“ der zeitgenössischen Lyrik aufzufrischen, und wenn erst der lahme Amtsschimmel einen Kübel des neuesten Stilnektars hinter die Vaternörder gegossen, — werden die Advokaten schmunzeln!

Ich habe versucht, der neuesten Prosa einige Geheimnisse abzugucken und aus dem flachen Sumpf ihrer lügnerrischen Aufgeblasenheit ein paar Hauptfatzkereien herauszufischen. Nachdem ich zum drittenmal darüber eingeschlafen war, habe ich es aufgegeben. Ich glaube aber immerhin, strebsamen Jünglingen, die sich in diesem Fache ausbilden wollen, folgendes Rezept verschreiben zu können:

Das Leben ist im Grunde entsetzlich schal und langweilig; um so mehr, je genauer du hinsiehst. Also drück die Augen halb zu oder nimm die Brille ab. Und versieh dich gut mit Kognak und Idealen (möglichst schlechte Sorten; sie machen schneller besoffen).

Die Großen geraten vor der Schönheit und Wahrheit ihrer Gedanken leicht in Ekstase. Deshalb gilt das Pathos allgemein, wenn nicht als Beweis für die Richtigkeit des Gesagten, so doch als Unterpfand für die geistige Bedeutung des Schreibers. Also stelle dich auf den Kopf vor Begeisterung.

Das wird aber schon so lange getrieben, dass alle Superlative des Wortes abgeleiert sind. Sogar der Superlativ der Satzzeichen ist zu Tode gehetzt. Die Übersteigerung mittelst Beiworts ist vollkommen abgetrieben. Nur irgendein einfältiges Schreibweib verhunzt das prachtvolle Wort Qual noch zur „lebendigbrennenden Qual“ und das wahrlich genügend heiße: heiß zu „glühendheißer als Feuer“. Die Wiederholung einzelner Worte geht eben noch an. Tot ist dir nicht genug; du empfindest etwas viel Töteres und schreibst

„tot, tot, tot“. Warum wage noch keiner: „totototot“? Satzteile und ganze Sätze wiederzumanschen nimmt sich schon besser aus. „Schöne Fremdheit hütet treu den Bestand. Schöne Fremdheit.“ (Georg Kaiser.) Alfred Kerr, dessen unerträglich eitler Stil noch immer Fürsprecher findet, wiederholt in grenzenloser Selbstbewunderung fünfmal „Am Vorabend“ und schreibt: „Mit heiteren Südbäumen durchsetzt. (Mit heiteren Südbäumen durchsetzt).“ Möge es niemand nach ihm wiederholen.

Das ist alles noch Kinderei; als wahre Leuchte des Schrifttums erweist du dich erst, wo du stolzen Mutes zum Zeugungsakte schreitest, denn die deutsche Sprache ist eine Allerweltsdirne geworden, die wahllos jedem Schreiberling stille hält. Und also zeugst du als abstrakter Superlativist: Vernunftgemäßheit, Gesinnungsmäßigkeit, Richtungsbestimmtheit, Bewusstheit, Frischeit, Ganzheit, Wirkungswert, Abzweckung, verendlichen und weiter eine endlose Reihe ähnlicher Papierwürmer, bis dir der Geist der Sprache selbst mit „Abstraktheit“ und „Saloppheit“ aufs Maul haut.

Ein „jungzärtlicher“ und „geniekindlicher“ Superlativist künstlerischer Richtung, „wölkst“ du indes „ruhewurstig“ aber mit „schmiegender“ und „beugiger“ „Sprungmacht“ ein „Vieldeutbares“ „südhaft“ als „Weltsucher“ empor aus der „geschlechtigen“ „Leidbewegung“ der „Atmensstadt“ zur „Flugsonne“ der „Seeligkeit“ eines neuen „Lebenssinnes“. (Diese Wörter sind alle vollkommen überflüssig oder „missgetümlich“, wie hundert andere ihresgleichen; so lebendige Begriffe wie jung und zärtlich, Genie und kindlich, Sprung und Macht ergeben vereinigt kein Wort, sondern einen Klotz; Welt und Suchen, Leid und Bewegung, Atmen und Stadt stehen sich zu fern, um in einen Begriff verschmolzen zu werden; die Sonne fliegt nicht, wohl aber kann man zu ihr emporfliegen, allenfalls geht also: Sonnenflug.) Die Ehrlichkeit sagt: Dieser Gedanke ist neu; die Eitelkeit: Dieser Gedanke ist ein Neuer; die vollendete Schamlosigkeit: Es ist ein Neues, ein Werdendes, ein Symbolisches, ein Abgeschmacktes. Tue desgleichen und man wird dich für geistreich halten, weil du der Sprache das Blut abzapfst, ehe du sie ausschickst, für dich auf dem Markte zu reden.

Durch Wort-trennung machst du dich vielleicht noch interessanter (wie lange?) als durch zweck-lose Wort-zusammen-setzungen. „Traum-bereich“, „Schicksals-dämonie“, „Auf-gabe“ ist allerdings vollkommener Blödsinn, aber „Vor-satz“ könnte als reservatio mentalis und „Zu-fall“ als eine Art geistiger Meteorit verstanden werden, und nun gar „eigen-tümlich“! Es ist nicht bloß dir eigentümlich, es ist nicht allein ein dir Eigentümliches, es ist schlechtweg (so furchtbar es zu sagen ist), dein eigen-tümliches Eigentum! Hallelujah! Du bist aus dem Schmalz, du bist aus der Wagenschmiere des schlichten Kärnerdeutsch als ein strahlender Gott im Olymp der höchsten Stilvollkommenheit eingezogen! Nun kommt aber erst die Hauptsache, das Übersteigern des ganzen Satzes unter Zuhilfenahme aller andern Aufrüstungsmittelchen und der ganzen bodenlosen Frechheit, deren du fähig bist. Es ist unmöglich, die stilistischen „Gesetze“ abzuleiten, nach denen du zu verfahren hast, ganz einfach, weil alle Gesetze aufgehoben und durch persönliche Unarten ersetzt sind. Je mehr du dir solche zuzulegen vermagst, um so größer wird dein Erfolg sein. Ich gebe daher nur einige Beispiele, die mich zwingen, dem schlechtweg Unverständlichen aus dem Wege zu gehen, weil ich sie übersetzen will.

Du willst sagen: Wedekind ist ein großer Dichter; er wirkt stark. Du

schreibst: „Dieses Dichters Stimme sagt großes Dichtertum, denn sie ruft vernehmlich.“ (Natürlich ist das ein Unsinn, denn es heißt ja: er ist ein großer Dichter, weil er laut brüllt. Abes du kannst ruhig behaupten —; du kannst um so mehr behaupten, je weniger du gesagt hast!) Wie Strindberg —, das heißt jetzt: „Brüderlich im Schrei mit August Strindberg.“ (Wozu der August den August braucht, möchte ich wissen!) Er war ein geborener Dichter —, Quatsch! „Ritter mit nichten, doch Ritter göttlichen Geistes von Geburt an“. (Dass ein Dichter nicht mehr von Adel zu sein braucht, wissen wir; aber auch, dass man sagen könnte: Er war kein Ritter . . .) Auch die Voreingenommenen können sich dem Eindruck seiner Werke nicht entziehen: „Noch in die halbe Ertaubung frevelhaft Unwilliger kommt diese Sprache dringend.“ Er hat den Unfähigen gezeigt, was Dichten heißt. Gott, wie banal! Welcher Geist, welche Tiefe dagegen in: „Der unter Reimen der reimenden Kapaunen seiner Epoche (ein) wirklich krähender Hahn war“. Und hast du das fehlende Fürwort bemerkt? Das ist eine ganz feine Sache. Wir haben doch unser Latein gebüffelt. Weg drum mit allen Pronomina, weg mit „ist“ und „war“! Leser Rindvieh. Merkt nicht. Alles zu wagen. Versumpft der Stil. Schrei brünstiger Puristenhirsche hallt umsonst durch stickiges Dornicht selbstbegrenzender Freiheit. Berg trieft herab. Fels würgt in der Kehle. Tiefsinnig wuchern Ranken stilversauenden Unkrauts. „Schöne Fremdheit hütet treu den Bestand. Schöne Fremdheit. Wir wallen in größere: Mensch und Af— (Verzeihung) Mensch.“

Im Grunde ist es gar nicht so schwer; es gibt für den neuen Stil nur eine Todsünde: Einfachheit. Man darf nicht deutlich werden, weil man sonst seine geistige Beschränkung verrät und dann kein Recht mehr hat, sich und andern länger als der bedeutende, eigenartige X vorzukommen. Darum schreib' dir's dreimal an die Wand und zehnmal in den Schädel: Ich soll nicht verständlich schreiben! Ich bin eine Fliege und stelle einen Adler vor! Noblesse oblige!

Ein bescheidener Mensch, der es bisher seinem gar nicht so übel eingerichteten Kopf zugeschrieben hatte oder seinem Mangel an Fachkenntnissen, wenn er dies oder jenes Geschreibe nicht verstand, möchte hier einwenden: Wie, sollte das alles nur Windbeutelei sein? Aber es wird doch gedruckt und von Leuten angepriesen, die für ihr fachmännisches Urteil bezahlt werden? Ich antworte ihm: Sie machen dir alle was vor nach dem Spruche von Leuthold:

Und wenn du mich mit Goethe vergleichst,  
Vergleiche ich dich mit Lessing.

Trotz gelegentlicher Fehden ist das moderne Schrifttum ein stramm in sich geschlossenes Versicherungsunternehmen auf Gegenseitigkeit, mit der Aufgabe, der mäßigen Begabung Ansehen und Auskommen zu verschaffen. Es erfüllt seinen Zweck in so vollkommener Weise, dass es denen, die wirklich etwas können, fast unmöglich wird, sich durchzusetzen. Das ist sehr begreiflich, denn sie sind die natürlichen Feinde aller Scheingrößen. Die aber guten Willens wären, sie zu beachten, haben die Ohren voll von unendlichem Geschwätze und überhören die schlichte Rede der Wenigen, die ihre Meinung mit Gründen statt mit Gebrüll beweisen.

Mit viel gutem Willen könnte man vielleicht sagen: Die Sprache ist auf die alte Weltanschauung zugeschnitten; die Neue findet in ihr keine Worte für ihre Symbole. Aber dieser gute Wille wäre eine Lüge. Nietzsche, der deutsche Schriftsteller, welcher uns die gewaltigsten, unwälzendsten neuen

Gedanken geschenkt hat, benötigte kaum ein neues Wort dazu und hielt sich streng an die Stilgesetze. Und die Sprache, die für Nietzsche reich genug war, sollte der Weisheit eines Kerr und Gundolf nicht genügen? Das ehrliche strenge Deutsch eines Hebbel und Wedekind sollte vor der Gestaltungskraft eines Kaiser oder Sternheim versagen? Aber das ist ja gar nicht möglich, das ist einfach Unsinn! Nichtsdestoweniger bieten sie und andere uns in einem Buch zu Dutzenden neue Worte an, erklären die in Jahrhunderten erprobten Formen der Sprache für ungenügend, kehren das Unterste zu oberst. Und wir machen uns mitschuldig dadurch, dass wir es dulden oder gar nachahmen. Haben wir denn wirklich alles Maß unserer selbst, allen Sinn für Notwendigkeit, alle Achtung vor dem Beispiel unserer Besten verloren? Die Schule versucht, unsern Stil an den Großen zu bilden; durch ihr Studium und auf direktem Wege. Das ist ganz falsch. Wir sind keine Großen, wir sind Durchschnittsköpfe; wir müssten ihren Stil erst unsern kleinen Gedanken anpassen, ihn vereinfachen. Das ist eine Zumutung an die menschliche Eitelkeit, die wirklich nur in einem vertrockneten Schulmeistergehirn hat entstehen können. Tatsächlich übernehmen wir den Stil nicht einmal so, wie er ist (also zu schwer für uns); wir suchen ihn vielmehr noch zu überbieten. Das Resultat liegt vor uns. Es ist beschämend. Wir nennen uns gerne geistige Menschen, nicht wahr? Aber solange wir mit der Sprache, mit der Form, dem Körper des Geistes, schließlich also mit dem Geist selbst auf so infame Weise Schindluder treiben — und treiben lassen — ist unsere „Geistigkeit“ nichts weiter als eine dicke, schmierige, aufgeblasene Lüge.

Übrigens ist es im höchsten Maße töricht, unverständlich zu schreiben. Man kann eine Weile verblüffen und etwas billigen Tagesruhm unter Dach bringen, aber im Grunde schaufelt man sich selber das Grab. Man muss heute schon verhältnismäßig redlich und bedeutend sein, um nur bis zu seinem seligen Ende vorzuhalten. Sonst dauert so ein Schriftstellerruhm 5—20 Jahre. Und es geht jetzt immer schneller. Wir leben in einer Übergangszeit. Unsere Kinder werden uns schon nicht mehr verstehen; wir müssen auf unsere Zeit wirken. Wenn wir also konfuses Zeug schwefeln, das kein Mensch versteht, so betrügen wir uns um den kargen Lohn unseres Daseins, denn der Einfluß, die Wirkung, die Macht, die wir im Leben über unseresgleichen ausgeübt haben, ist schließlich das Einzige, was von uns übrigbleibt, wenn uns der fröhliche Senserich einmal die Füllfeder aus der Hand nimmt.

Ich bin aber der Meinung, dass die neuesten Stiltorheiten viel zu einfältig sind, um lange zu dauern. Sie werden bald genug von einer noch einfältigeren Richtung übertrumpft sein, wenn eine solche überhaupt möglich ist. Vielleicht haben wir den Gipfel der Stilverderbnis aber erreicht. Denn einmal muss es doch ein Ende haben. Dass es jetzt ganz arg ist, beweist möglicherweise, dass es bald besser kommen wird. Es wird so langsam gehen, wie alles auf Erden. Wer aber noch einigen Glauben an die Menschheit hat, muss ihn auch für den Stil gelten lassen. Für die nächsten Jahrhunderte wird die gemäßigte Lügnerie zwar noch das große Wort führen, aber die neue Weltanschauung wird sie von einem Schlupfwinkel in den andern jagen. Sie wird immer verächtlicher werden und endlich bei den Ärmsten im Geiste betteln gehen, während auf ihrem Throne die Redlichkeit lächelnd einer stärkeren Menschheit den herben, aber gesunden Wein der Wahrheit schenkt.

Für heute bleibt das Bedürfnis, dass das Nötigste von Zeit zu Zeit schlicht und aufrichtig wiederholt oder neu gesagt wird. Und wie bis anhin werden

sich die wenigen finden, die das Selbstverständliche können. Es brauchen durchaus keine „Großen“ zu sein und sie sind an keine Kaste gebunden. Wo immer ein ehrlicher Mensch, von seinem Gegenstande erfüllt, und von keinen oder doch untergeordneten Nebeninteressen behindert, frei und offen seine subjektive Meinung zu Papier bringt, da wird der gute Stil als ein Veilchen im Verborgenen blühen. So gibt es auch heute eine ganze Reihe von wackeren Meistern des Stils, die bescheiden bei ihrem Leisten bleiben und nicht jeden Tag eine Abhandlung und jedes Jahr einen zweibändigen Roman zusammenschmieren. Greifen sie aber zur Feder, so haben sie auch jedesmal etwas zu geben. Ihnen gilt meine Zuneigung; auf ihnen ruht meine Hoffnung. Sie werden davon nicht fett? Aber sie wollen gar nicht fett werden! Mit Schwarzbrot und Ehrlichkeit lässt sich ganz gut leben, wenn man den rechten Geschmack hat. Und denen, die ihn haben, will ich zum Schlusse etwas ins Ohr sagen, damit sie ihrer Redlichkeit nicht überdrüssig werden mögen vor der Geringschätzung, die heute das Los ihrer seltenen Tugend ist:

Ohne allen Zweifel, ihr meine Brüder in der Redlichkeit —, der funkelnde Kometenschweif des berühmten Namens, die feile Wünschelrute des billigen Tageserfolges, sie sind der großen Schreihäse und buntscheckigen Possenreißer, zu denen die Gedanken gleich Pfauenfedern kommen: sieh, wie ich dir stehen würde! Euer aber, ihr Wackeren, die ihr redliches Eisen schmiedet in der läuternden Glut der langen Leidenschaft, euer ist die stählerne Kette der langatmigen, fruchtbringenden Wirkung, euer das seltene Wunderwerk aller Gedankenschmiede, der kunstvolle Schlüssel zu lebendigen, begeisterungsfähigen Menschenherzen, in welche die Wahrheit sinkt, wie das Blei ins Meer. Jene machen Lärm für die Ohren; ihr aber macht Musik für die Seele. Jene erlügen sich die Bewunderung von Dummköpfen und die Anerkennung der käuflichen Richter; ihr aber gebt allen offenen Sinnen das Wissen um die Dinge, die euch am Herzen liegen. Jene blasen blauen Rauch in die Luft mit vielem Getöse; ihr aber sät keimtragende Körner in fruchtbare Erde. Jene haben ein Leben der Lüge und Anmaßung vertan mit eitlem Geschwätze; ihr aber habt den Kreis eures Lebens erfüllt nach euerm Vermögen. Der Name jener ist tot und ihr eitles Papier fault im Kehricht; aber über euerm Grabe reift die bescheidene Saat, und also hört' ich euch reden: Was ist mir mein Name? Dass ich mein redliches Tagwerk der Erde geschaffen, das war mein Leben!

BECKENRIED

HEINRICH EGGENBERGER



## WOODROW WILSON<sup>1)</sup>

Le livre que Ray Stannard Baker vient de publier sous ce titre arrive à point pour ramener les regards du monde sur une des plus belles figures de l'histoire de l'humanité. Il ne s'agit pas d'une réhabilitation: Woodrow Wilson n'en a pas besoin. Son grand, son gigantesque effort pour substituer à ce qu'il appelle « l'ordre ancien » un « ordre nouveau », basé sur la confiance réciproque et sur la coopération amicale des peuples, a abouti à une sorte d'échec; il fait figure de vaincu, car il n'a remporté qu'une demi-victoire et

<sup>1)</sup> Woodrow Wilson, *Memoiren und Documente* Band I. R. St. Baker, in autorisierter Übersetzung von Curt Thesing, Leipzig, Paul List Verlag.